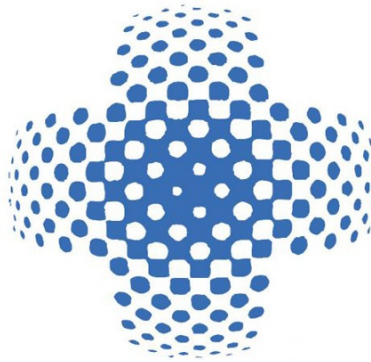


Weltweit
Gemeinden
helfen
GAW



Tagung der Norddeutschen GAW-Hauptgruppen

Diaspora in Umbruchzeiten

10.-12. Januar 2020 Langeoog

Freitag, 10. Januar 2020

**„Aus Glauben Leben in Gemeinschaft gestalten - die Ev. Kirche AB in Rumänien“
Pastor Lázló-Zoran Kézdi, Heltau**

Pastor Lázló-Zoran Kézdi aus Heltau beginnt seinen Vortrag mit einer Aufzählung der üblichen Vorurteile über Rumänien: Sozialtourismus, Straßenhunde, Armut. Dort gibt es weder Eiffelturm noch Tower Bridge, aber das Land hat andere Vorzüge. Rumänien hat aber auch Fans. Der prominenteste Fan ist Prinz Charles, der sich vehement für den Erhalt der Kirchenburgen einsetzt.



Die drei Pastoren: Links Jörg-Stefan Tiessen (Bremen), Mitte: Pastor Lázló-Zoran Kézdi (Heltau), rechts Pastor Frank Mühring (Bremen).

83 % der Rumänen sind orthodox. Mittendrin sind die Protestanten. Sie sind eine Minderheit. Es gibt lutherische Siebenbürgener Sachsen, ungarische Reformierte und Unitarier, die die Gottessohnschaft Jesu und die Trinitätslehre ablehnen. Kirche war in Rumänien nie nur eine Bekenntnisgemeinschaft, sondern immer auch Kulturträgerin: Dafür steht eine Persönlichkeit Bischof Georg Daniel Teutsch (1817-1893), der Glaube und Geschichte ganz eng zusammen gesehen hat.

Der Anfang der sächsischen Kirche liegt bereits im Hochmittelalter: Der Heltauer Bildstein ist ein archäologisches Zeugnis aus dem 12. Jahrhundert. Die deutschen Einwanderer kamen vor allem von Rhein und Mosel. Besiedelt wurden der Königsboden (ungarisch *Királyföld*) in Siebenbürgen. Die Bezeichnung „Königsboden“ deutet auf die besondere Rechtslage des Gebiets im Mittelalter hin. Ab dem 12. Jahrhundert war das relativ dünn besiedelte Gebiet durch deutsche Siedler erschlossen worden und ein zusammenhängender königlicher Besitz. Der ungarische König Géza II. warb ab 1146 Siedler aus dem Deutschen Reich an. Die dort lebenden Siebenbürger Sachsen waren nur dem König von Ungarn untertan, der sie im *Goldenen Freibrief* von 1224 (*Andreanum*) mit weitreichenden Privilegien und Sonderrechten sowie einer Art Autonomiestatut ausstattete, auch in religiösen Angelegenheiten. Im Jahr 1867 wurde der Königsboden aufgelöst.

Weiter ging es durch die Geschichte mit der Nichtbeachtung der Karlsbader Beschlüsse 1918, einer katastrophalen Bodenreform 1921, der NS-Zeit ab 1938 und der Umsiedlung großer Teile der Sachsen 1944 in Richtung UdSSR und Sibirien. Dazwischen liegen eine große Kultur, charakteristische Dorfsiedlungen, 201 Kirchenburgen und mittelalterliche Kirchen. Die Altstadt von Schäßburg ist UNESCO Weltkulturerbe.

Siebenbürgener Reformator war Johannes Honterus, der die Reformation in Kronstadt schon früh einführte (1550). In Rumänien gab es eine Blüte des Handwerks und der Zünfte. Oskar von Miller baut das erste Wasserkraftwerk Siebenbürgens. Bekannt ist auch Hermann Oberth, Hitlers Fachmann für Raketenbau.

Pastor László-Zoran Kézdi betont: Eine Kultur bewährt sich in den schweren Zeiten: Unter ethnischer Verfolgung, politischer Entrechtung, ökonomischem Abbruch, sozialem Abstieg unter dem National-Kommunismus.

1979: Helmut Schmidt kauft von Nicolae Ceausescu 10.000 Rumäniendeutsche pro Jahr frei zur Ausreise in den freien Westen. Als Volksdeutsche werden die Siebenbürger Sachsen bis 1995 anerkannt. Bis 1975 gab es in Siebenbürgen 200.000 Evangelische. Derzeit gibt es 11541 evangelische Seelen. 1990 war das Exodusjahr, das die Türen nach Deutschland öffnete. Viele verließen wie bei einem „Tsunami“ das Land.

Bischof Christoph Klein zweifelte bei seiner Amtseinführung, ob er noch einen Nachfolger haben würde. Heute schaut die Evangelische Kirche nach vorn. Es gibt: 5 Kirchenbezirke mit 287 Gemeinden: 4 mit über 500 Seelen, 23 zwischen 100-499 Seelen, 74 Gemeinden zwischen 2-99 Seelen, 54 Gemeinden sind auf 0 gesetzt. Heltau, die Gemeinde von Pastor László-Zoran Kézdi, hat 284 Gemeindeglieder.

Menschen auf dem Dorf sind allein zurück geblieben („der letzte Sachse“). Die Diakonische Betreuung der einzelnen Älteren wird immer wichtiger. Kirchen verfallen. Kirchenburgen wie die in Dobring verfallen. Das Dorfbild verfällt. In 150 Gemeinden wird kein regelmäßiger Sonntagsgottesdienst mehr gefeiert.

Glückliche Umstände sind es, wenn orthodoxe Kirchen die verlassenen evangelischen Kirchen übernehmen. Einige wenige Kirchen sind lebendig. In Scholten zählt man derzeit eine Konfirmandin - alle 10 Jahre. Was kann Kirche tun? Man verlässt die leeren Kirchen und feiert mit den Wenigen im Gemeindehaus.

Was darf nicht verloren gehen? Worauf kann die Kirche nicht verzichten? Sich von seiner Geschichte zu verabschieden ist ein notwendiger Prozess, um überleben zu können. Evangelische Kirche ist

3

eine des Wortes (nicht des Bildes), der Gemeinschaft, der Kultur und der Bildung. Die deutsche Sprache hat einen sehr hohen Wert in Rumänien.

Menschen sind wichtiger als Strukturen. Diaspora ist eine Chance. Man sollte nicht fragen: Wieviele sind wir noch? Sondern besser nach vorn schauen. In 100 Gemeinden wird noch Gottesdienst gefeiert.

Unter dem Motto „Glaube trägt: Aus gutem Grund evangelisch“ feierte man Kirchentag 2017 in Kronstadt. Es gibt lebendige Diakonie in Blumenau, Altenheime in Heltau, Küche auf Rädern. Viel Gemeinschaft ist zu erleben: Das Jugendwerk organisiert Landesjugendtage alle 2 Jahre und eine Juleica-Ausbildung für Teamer im Konfirmandenunterricht. Es gibt eine lebendige Frauenarbeit – nicht nur für den Weltgebetstag. Es werden Seminare angeboten, einige davon leitet die Ehefrau des Pastors – Frau Kézdi. Hohe Kultur findet man vor: Das zeigen die Bachchöre in Kronstadt und Hermannstadt. 60 % der Sängerinnen und Sänger sind nicht kirchlich gebunden.

Es geht um die Bewahrung des Kulturerbes: 18 Kirchenburgen-Projekte werden derzeit mit europäischen Mitteln restauriert, jetzt auch Heltau. Es gilt die Kultur Rumäniens zu präsentieren. Im Tourismus heißt es: „Entdecke die Seele Rumäniens. Führt Menschen auch in entlegene Gegenden!“ Da hat auch die evangelische Kirche etwas zu bieten.

Die Bildung und der Religionsunterricht werden in Zukunft wichtig sein: Über 1000 Kinder werden in Hermannstadt unterrichtet, auch Orthodoxe. Rumänen gehen bewusst an die Theologische Fakultät. Letztes Jahr haben 6 Theologiestudenten das Studium begonnen. Die Evangelische Akademie wächst. Schon 1519 gab es originale Lutherschriften in Siebenbürgen.

Ökumene: Die Evangelischen sind ein Motor der Ökumene. Die Freikirchen reden z.B. nicht bilateral mit den Orthodoxen. Aber auf Einladung der Evangelischen schon.

Evangelische zeigen Präsenz in der Politik. Viele Evangelische sind im Stadtrat. Klaus Johannis ist sogar rumänischer Ministerpräsident.

Christoph Kleins Nachfolger, Bischof Reinhard Guib, gibt die Parole aus: Die Trauerphase ist beendet. Weg vom Selbstmitleid der Kirchen hin zur Präsenz in der Mitte der Menschen: Die Gesellschaft braucht uns!

Es gibt einen Prozess der Enkulturation und Akkulturation: Rumänische Kinder machen den Martinsumzug mit. Und die globalen Wanderungen zeigen sich auch in Rumänien: Im Sommer 2012 gab es ein großes Dorftreffen in Talmesch. Viele ehemaligen Dorfbewohner, die längst woanders leben, waren als Sommergäste dabei.

Bischof Guib sagt heute: „Auch ich werde einen Nachfolger haben.“

Sonnabend, 11. Januar 2020

**Pastor Andreas Hamburg (Bremen): „Homo Sovieticus – ein schwieriges Erbe“
Erfahrungen eines Gemeindepfarrers in Odessa**



Andreas Hamburg

Andreas Hamburg ist in der Ukraine geboren worden. Mittlerweile ist er im Jahr 2006 ordiniert worden. Danach ist er auf Wunsch der bayrischen Landeskirche in die Ukraine nach Charkow gegangen.

Über die Landschaft der Ukraine sagt er: „Man kann hier so weit gucken, aber man sieht nichts.“ Man findet eine große Weite im Osten vor. Und es gibt dort Menschen, die von einem System vorgeprägt sind. Andreas Hamburg nennt diesen Menschentyp „homo sovieticus“. Seinem Vater, so erzählt er, gefällt dieses Etikett nicht besonders gut. Dennoch ist Pastor Andreas Hamburg überzeugt, dass diese Bezeichnung einen großen Kern von Wahrheit in sich trägt.

„Homo sovieticus“ ist ein Begriff, der in den 60er Jahren aufkam. Populär gemacht wurde das Wort durch den russischen Dissidenten Alexander Sinowjew in seinem gleichnamigen Roman (1982, dt. Erstausgabe 1984). Er beschreibt auf sarkastische Weise wie sich Menschen in der Sowjetunion unter dem herrschenden System zum Negativen veränderten. Gemeint ist damit, dass die Bürgerinnen und Bürger in der UdSSR von dem totalitären System bis in die tiefste Seele durchdrungen waren. Wer nicht Teil dieses Systems war, kann das kaum nachempfinden.

Religion ist in der DDR nicht verboten gewesen, wurde aber diffamiert. In der UdSSR ist das religiöse Verlangen der Menschen in Richtung des als geheiligt geltenden Nationalismus gedrängt: Noch heute wird der „großartige“ Sieg im 2. Weltkrieg gefeiert. Die Siege der russischen Armee waren die heilige Kuh der UdSSR.

Andreas Hamburg beschreibt das Land, in dem er aufgewachsen ist, so: Die ukrainische Sprache war verpönt. Das Individuelle des Menschen wurde ausgetrieben. Die Ukraine entwickelte sich schlecht in den 90er Jahren. Er beschreibt es so: „Arbeitsbienen wurden in den Frost hinaus geworfen.“ Auf die Freiheit war die „homo sovieticus“ nicht vorbereitet. Man schaute nur danach, was einem „von oben“ vorgegeben wurde. Das prägte die Wahrnehmung dessen, was Wahrheit ist. Das Ausmaß der staatlichen Lüge war nach Meinung Andreas Hamburgs außerordentlich. Alles wurde schön geredet, selbst der größte Mangel. Den Niedergang erklärt er sich mit der typischen Verantwortungslosigkeit des russischen Geistes: Dir gehört ja nichts, warum sollst du dich für etwas engagieren? Alles, was bis zu deiner Türschwelle reicht, wird schön gemacht. Das was draußen ist, interessiert uns nicht.

2013 erreichten die Proteste auf dem Maidan-Platz ihren Höhepunkt. Andreas Hamburg war mit-tendrin. Als Geistlicher mit einem Collarhemd gut zu erkennen, versuchte er zwischen Polizei und Demonstranten friedlich zu vermitteln. Sein geistliches Gewand bewahrte ihn nicht davor, von Polizisten verprügelt zu werden. Mittlerweile herrscht sogar Krieg im Osten. Man verlor die Krim-halbinsel an Russland.

Nachdem der eiserne Vorhang fiel, wurde die gesamte ukrainische Flotte verkauft oder verschrot-tet. Dadurch sind einige Menschen zu großem Reichtum gekommen. Die Intelligenz wurde, wie schon zu Zeiten der UdSSR, aus dem Land gedrängt.

Früher redete die Propaganda den Menschen ein: „Die glücklichsten Menschen leben in der Soviet-union“. Das haben die Leute tatsächlich geglaubt.

Zur Kirche in der Zeit der Sowjetunion: Die Deutschen waren schlecht dran. Die alte deutsche Kir- che in Odessa wurde gesprengt. Ein neues Kirchzentrum wurde gebaut. Nach der Wende gab es einen großen religiösen Hunger. Andreas Hamburg sagt überspitzt: „Du singst zwei Jesuslieder auf der Straße, und schon hattest du deine Gemeinde beieinander.“ Heute sind die Leute kritischer geworden. Als Pastor in Charkow und Odessa hat er Glaubenskurse gehalten und vor allem Erwach-sene konfirmiert.

Das GAW half beim Erwerb eines Hauses in Krimintschuk. Die Gottesdienste waren gut besucht, 80 % der Gemeindeglieder kamen am Sonntag. Der Bereich der Diakonie machte Sorgen. Behinderte wurden vom Staat an den unzugänglichen Rand weggeschafft. Pastor Hamburgs Jugendgruppe leistete Versöhnungsarbeit an den Kriegsgräbern in der Ukraine. Diese Arbeit hat Andreas Ham-burg intensiv begleitet.

In der UdSSR gab es Militärunterricht schon in der Schule. Die Angst vor dem Westen wurde ge-schürt. Im Osten gab es keine gesellschaftliche Auseinandersetzung mit den Untaten an der jüdi-schen Bevölkerung. Die Kirche hat in diese Wunde den Finger gelegt. Das war Teil der Arbeit in Charkow. Eine Kapelle auf dem Friedhof gehörte einer kriminellen Familie, die auch politische Äm-ter innehatten. Typisch für diesen Staat!

Von 1200 Kirchen vor den dreißiger Jahren in der Ukraine und der Krim gibt es vielleicht noch 10, die in Funktion sind. Die Auswanderung und Auszehrung war heftig.

2012 gab es den Event „Ökumenisches Baden am Schwarzen Meer“.

Gerade wegen der geringen Größe kann die Evangelische Kirche in der Ukraine eine bedeutsame Stimme in der Ökumene sein. Das eigentlich Unmögliche, das gemeinsame Abendmahl mit Orthdo-xen, ist auf Gemeindeebene hier und da möglich.

Andreas Hamburg zeigt Bilder von dem Besuch der jüdischen Synagoge in Odessa mit drei Bischö- fen von drei unterschiedlichen christlichen Konfessionen.

Die Oper in Odessa ist vom Wiener Architekten erbaut worden. Odessa ist sehr schön, die Menschen sehr herzlich und fröhlich, betont Andreas Hamburg.

Die lutherische Kirche blieb stehen. 1975 wurde sie in Brand gesetzt und wurde zur Ruine. Die O- dessiten sagen: „Unsere Kirche“. Die bayrische Landeskirche half dabei, die Kirche zu neuem Glanz zu erheben. Andreas Hamburg war der erste Pfarrer nach der Reformation.

Die Proteste auf dem Maidan begannen als eine Bewegung „Wir sind das Volk“. Es gab Gottesdien- te auf dem Maidan. 2014 kam es in Odessa zu einer Katastrophe: Die Polizei sah tatenlos zu, als im südukrainischen Odessa ein Gewerkschaftshaus in Brand gesetzt wurde. Dutzende prorussische Aktivisten kamen ums Leben. Der Gouverneur lobte in zynischer Weise die Brandstifter: "Sie haben Terroristen neutralisiert." Als der damalige Außenminister Frank-Walter Steinmeier den Ort be- suchte, durfte er nicht an Ort und Stelle Blumen niederlegen. Wenigstens eines konnte Andreas Hamburg mit Steinmeiers Hilfe erreichen: Nach seiner Intervention wurde nach etlichen Vorstö-

Ben, die nicht das Ziel erreichten, die deutsche Schule registriert. Die Außenwirkung von Aktionen der deutschen Schule ist sehr gut.

Es gibt eine neue Tradition in der Ukraine: Der Weihnachtsmarkt – deutsche Würstchen und Stollen. Die Gemeinde macht damit in wenigen Tagen 15000 € Umsatz. Die Gelder gingen in die sozialen Einrichtungen der Stadt.

Die GAW-Familie dankt Andreas Hamburg für seinen ausführlichen Bericht.

Pastorin Magdalena Tiebel-Gerdes, Ispra Varese: „Evangelisches Leben in Ispra-Varese als europäisches Projekt“

Der derzeitige Einsatzort von Magdalena Tiebel-Gerdes in der Provinz Varese ist aus touristischer Sicht nicht besonders schön. Seit 1 ½ Jahren ist die Pastorin dort mit ihrer Familie. Die Kirche ist 1966 in Zeltform errichtet worden. Man ist dort Pastorin und Hausmeisterin zugleich.



Magdalena Tiebel-Gerdes

Es gibt in Norditalien evangelische Christen verschiedener Nationalität. Magdalena Tiebel-Gerdes: „Wir achten die Herkunft und das Bekenntnis der anderen, ohne eine Gleichmacherei anzustreben.“

Es gibt kein festes Gründungsdatum der Gemeinde Ispra-Varese. Sie hat sich aus einer Hausgemeinde entwickelt. Sie ist weder als lutherische noch reformierte Gemeinde gegründet worden. Aus den deutschen und holländischen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Forschungszentrums Ispra ging die Gemeinde hervor. Es gibt eine europäische Schule in Varese. Bedeutsam ist, dass

alle Schülerinnen und Schüler aus der EU gleich welcher Sprache können hier Unterricht in ihrer eigenen Muttersprache erhalten.

Niederländisch und Deutsch sind die Gottesdienstsprache einst gewesen. Die deutsche Gruppe dominiert zu 80 %. Die Gemeinde finanziert sich durch Beiträge, Spenden und die italienische Kirchensteuer, den Otto per Mille.

Erntedank wird gemeinsam mit den Anglikanern gefeiert. Es gibt ein besonderes Kerzenritual, bei dem „Meine Hoffnung und meine Freude“ gesungen wird. Das Sommerfest wird gemeinsam mit der Mailänder Schwesterngemeinde zelebriert.

Adventsbasar: Die Adventskränze sind für diese Gemeinde wie für viele Auslandsgemeinden eine wichtige Einnahmequelle. Die Spenden gehen an eine Tafel, die Obdachlose speist.

Es gibt eine Waldkindergruppe, bei der die Pastorin auch dabei ist. Die Schule geht bis 16 Uhr, die Kinder sind wegen der weiten Wege erst 17 Uhr zuhause. Es gibt zwei Konfirmandengruppen. Es findet ein Martinsumzug statt mit verschiedenen Nationen.

Die Gemeinde leistete diakonische Hilfe für „Duplimati“, die aus anderen Ländern rückgeführten Asylbewerberinnen und Asylbewerber. Es bestehen gute Ökumene-Kontakte mit katholischen Nachbarn. Die Gemeindegliederung ist sehr unterschiedlich.

Die Gemeinde leistet wertvolle Unterstützung für Flüchtlinge. Pastorin Tiebel-Gerdes betreut eine Familie aus dem Iran.

Die „ELKI“ ist eine autonome evangelische Kirche. Magdalena Tiebel-Gerdes ist von der EKD dorthin entsandt. Es gibt 16 evangelische Gemeinden in Italien. Torre Annunziata ist 100 % italienisch, Genua, Turin sind zweisprachig, Meran zu 100 % deutsch, Ispra-Varese ist zu 90 % deutsch. Weitere Gemeinden befinden sich in Merano, Bolzano, Trieste, Venezia, Torino, Milano, Verona-Gardone, Genova, Sanremo, Firenze- Emilia Romagna, Roma, Napoli, Bari, Sicilia.

Die ELKI ist demokratisch und dezentral verfasst. Mediterrane und nördliche Christenfamilien sollen sich begegnen und gut verstehen. Magdalena Tiebel-Gerdes: „Schön reden und keine Taten folgen lassen – das geht nicht.“ Die Krise der europäischen Institutionen ist in Italien ein großes Thema.

Zum Thema „Klima und Umweltschutz“ fordert die ELKI, dass jede Gemeinde eine „grüne“ Gemeinde werden soll.

Ihre Vision von Gemeinde: Ökumenisch und evangelisch zugleich. Der Name: San Giovanni. Viele Gemeindeglieder sind über 65 Jahre alt - die Gründergeneration. Den Alltag prägt aber die junge Generation. Der große Arbeitgeber ist das CCR (europäisches Forschungszentrum), die Schule, viele andere.

Magdalena Tiebel-Gerdes sagt abschließend: „Europa hat sich verändert und wird sich weiter verändern. Wir Protestanten prägen diesen Prozess mit. Es sind viele Länder dazu gekommen, die nicht sehr protestantisch geprägt sind. Das muss Kirche mitten in Europa respektieren.“

Diakonin Karola Stobäus, Torre Pellice (Italien) „Die Waldenser“

Aufgewachsen ist Karola Stobäus mitten im Ruhrgebiet. 1979 ist sie nach Palermo gegangen, vor 40 Jahren. Seit dem Jahr gehört sie fest 1989 zu den Methodisten, die gemeinsam mit den Waldensern eine Kirchenunion (Karola Stobäus: „Eine Hochzeit mit vereinbarter Gütertrennung“) haben. 16 Jahre lang war sie Diakonin in Pomaretto.

Die Waldenser sind im 12. Jahrhundert aufgekommen. Zunächst in Südfrankreich. 1174 war die Bekehrung des charismatischen Wanderpredigers Petrus Waldes, der apostolische Armut forderte

und die Übersetzung der Bibel ins Provenzalische. Für die Waldenser gibt es keine andere Obrigkeit als Gott selbst. Als Häretiker wurden sie über 700 Jahre hinweg stark verfolgt.

Das Waldenserabendmahl in Naumburg zeigt eine Besonderheit, das es nur bei den Waldensern gab: Das Abendmahl mit Brot, Wein und Fisch. Ein weiteres Denkmal von Petrus Waldes befindet sich in Worms.

Die Barben zogen zu zweit durch Europa und predigten das einfache Evangelium.

Überlebt haben sie in den cottiischen Alpen entlang der Straße von der Lombardei nach Südfrankreich.

Echte Bürgerrechte erhielten die Waldenser erst am 17. Februar 1848 – das war noch nicht Religionsfreiheit. Sie durften zunächst sich Bürger des Savoyenstaats nennen. 1871 bildete sich der Staat Italien.

Was sind die Waldenser? Karola Stobäus: „700 Jahre Kirche mit Sensibilität für andere Minderheiten.“ Überlebt haben sie als Minderheit in erzkatholischer Umgebung. Deswegen zwingen die Waldenser niemals jemanden zu etwas, auch nicht zum Übertritt zu ihnen selbst. Sie sind sensibel für das Zusammenleben von gleichgeschlechtlichen Paaren.



Diakonin Karola Stobäus mit Gemeindegliedern

Man nennt die Waldenser auch das „Israel der Alpen“ – 13 Gemeinden in einer volkskirchlichen Situation. 1532 schloss man sich der Reformation Luthers an. Man erkannte an seiner Lehre: „Das leben wir schon seit Jahrhunderten“. Aus Wanderpredigern wurden Pfarrer. Die Bibel wurde aus Griechisch und Hebräisch ins Französische übersetzt.

In ganz Italien gibt es heute 156 Gemeinden, 60 männliche Pfarrer und 20 weibliche Pfarrerinnen, 3 Diakoninnen. Torre Pellice hat 1400 Gemeindeglieder. Man versucht kulturell und diakonisch präsent zu sein. Weitere Gemeindeorte: Reggio Calabria, Rom, Bologna. Das Gemeindeleben gleicht der Praxis in Deutschland. Immigranten sind in den Gemeinden herzlich willkommen. Aber „Gemeinsam Kirche sein“ – das ist manchmal auch schwer. Die einen tanzen bei der Kollekte, die

anderen hängen an der Stille und an der Orgel. Wie geht das zusammen? Ganz viele Koreaner sind Methodisten.

Gepredigt wird im Talar. Diakone und Pastoren sind kirchenrechtlich vollkommen gleichgestellt.

Neue Moderatorin der Kirche der Waldenser ist Alessandra Trotta.

Niemand bleibt länger als 7 Jahre im Amt. Man kann sechs Jahre wiedergewählt werden, danach ist Schluss.

Jedes Jahr ist eine Woche lang Synode in Torre Pellice. Die Synode hat 180 Mitglieder, immer haben die Laien die Mehrheit. Dort werden auch die Pfarrer ordiniert. Die Synode ist das Entscheidungsgremium für Diakonie, Kirche und Fakultät.

Erst 1984 erfolgte die rechtlich religiöse Anerkennung der Waldenser durch den italienischen Staat. Bis dahin war der Katholizismus in Italien Staatsreligion. Glaubenserziehung aber ist Sache der Familie und der Kirche – nicht des Staates. Jetzt waren Krankenhausseelsorge und Gefängnis-seelsorge auch für die Waldenserkirche möglich. Und man bekam den Otto per Mille, die italienische Kirchensteuer.

1984 gab es ein neues Konkordat. Der Otto per Mille sollte der katholische Kirche das Überleben sichern. Allen religiösen Gemeinschaften steht dieser Beitrag zu. Die Waldenser wollten daran zunächst nicht partizipieren – es ist Geld vom Staat. Darf eine Kirche das nehmen? Die Waldenser nehmen das Geld, geben es aber aus für soziale Zwecke, nicht für die eigene Glaubenskongregation.

Zu den Finanzen der Waldenser: Sie haben 21.657 Mitglieder, die freiwillige Beiträge zahlen, dazu 1784 Sympathisanten. Im Jahr 2017 erhielten die Waldenser sage und schreibe 34.834.800 € aus den Otto-per-mille-Mitteln. 600.000 Italiener machen ihr Kreuz bei dieser Steuer für die Waldenser. 1146 Projekte werden davon finanziert. 60 % davon befinden sich in Italien, 40 % im Ausland. Alle Abrechnungen der Synode werden transparent in den Tageszeitungen präsentiert.

Karola Stobäus: „Die Italiener projizieren alles, was sie nicht sind, auf die Waldenser. Die halten sie für ehrlich und glaubwürdig.“ Dennoch wissen die meisten Italiener nicht, wofür diese Kirche eigentlich inhaltlich steht.

Die Ökumene mit der katholischen Kirche ist vermintes Gelände. Stobäus: „Für die sind wir keine Kirche.“ Der Papst besuchte zwar freundlich die Turiner Waldenser. Aber seit seinem Besuch hat sich im ökumenischen Miteinander nichts verändert.

Die Schulen der Waldenser gehen auf das 17. Jahrhundert zurück. Man wollte, dass die Kinder lesen und schreiben können, um die Bibel lesen zu können. Die Diakonie arbeitet nach dem Prinzip: Wir arbeiten nicht „für“, sondern „mit“ den Menschen. Es gibt keinen Glaubenszwang, dem war man selbst zu lange unterworfen. Die Waldenser setzen sich ein für humanitäre Korridore nach Europa: Jedes Jahr bekommen ca. 1000 Flüchtlinge ein legales Visum für Europa („Mediterranean Hope“). Lobend erwähnt Karola Stobäus zum Schluss die Arbeit der Waldenserkirche für Waldenser, Methodisten und Baptisten in Rom.

Die GAW-Familie dankt für ein bildreiches, farbiges Portrait einer lebendigen protestantischen Minderheitskirche, das viel Mut gemacht hat.

**Generalsekretär Enno Haaks, Leipzig:
Bericht aus der Zentrale**



von links: Guillermo Perrin, Karla Steilmann und Enno Haaks

Enno Haaks stellt zunächst die Gäste aus der Diaspora vor: Karla Steilmann (Paraguay) und Guillermo Perrin (Argentinien). Die beiden sind ein Ehepaar. Am 7.10.2017 haben sie geheiratet. Sie wohnen in der Studenten-WG in der Zentrale und arbeiten an Promotionsprojekten.

Karla Steilmann ist vor 6 Jahren Stipendiatin des Gustav-Adolf-Werks gewesen. Sie hat einen Talar vom GAW geschenkt bekommen. Die älteste Gemeinde in ihrer Heimat Paraguay liegt in der Hauptstadt Asuncion. Karla Steilmanns Gemeinde war nicht begeistert davon, dass ausgerechnet sie Theologie studiert – vielleicht mögen da auch Vorurteile im Raum gewesen sein. Mittlerweile sitzt sie aber prominent im Rat des Lutherischen Weltbundes. Dort hat Karla Steilmann bisher im Kommunikationsbereich gearbeitet. Viele Sitzungen werden per Skype absolviert. Derzeit arbeitet sie in der Projektkoordinierung für Brot-für-die-Welt. Sie plant eine Promotion über das Alte Testament. Sie forscht über die Person der Sarah und über das Matriarchat, ein feministisches Thema.

Ihr Ehemann Guillermo Perrin hat am ISIDET studiert, wollte aber kein Pfarrer werden. Er sagt augenzwinkernd im Blick auf seine Frau: „Ein Pfarrer (sic!) in der Familie ist genug.“ Er promoviert im Alten Testament über Deborah. Es soll dabei um regierende Frauen in der Richterzeit vor der Königszeit gehen. Die Promotion wird auf Englisch sein.

Das ISIDET in Buenos Aires ist 2015 geschlossen worden. Es sollte die theologische Ausbildung von ganz Südamerika bündeln. Die vielen Kirchen Lateinamerikas hatten aber zusätzlich ihre eigenen Fakultäten, die auch finanziert werden mussten. So blutete das ISIDET aus. Ungeklärt ist, was mit der kostbaren Bibliothek geschehen soll. Das Gebäude gehört jetzt der Methodistischen Kirche.

Nun gibt es ein Ökumenisches Netzwerk für die theologische Ausbildung am La Plata. Jetzt gibt es ein Online-Studium für 30 Studenten aus mehreren Ländern.

Die IERP hat 30.000 Mitglieder in 3 Ländern. Es gibt Nachwuchssorgen im pastoralen Bereich. Es stellt sich die Frage, welches Modell vom Pfarrberuf man in Zukunft haben möchte. Darüber denkt die nächste Synode der IERP nach.

Enno Haaks berichtet Folgendes aus der Zentrale in Leipzig: Das GAW ist sehr dankbar für die Zuwendung der Waldenserkirche in Höhe von bald 200.000 € aus den Otto per Mille-Mitteln. Die gesamte Projektsumme des GAW ist auf 2 Mio. € erhöht worden. Das bedeutet nicht, dass jetzt die

Hauptgruppen erhöhte Summen aufbringen müssen. Der Projektkatalog wird sich in seinem Format total verändern.

Pastor Frank Mühling, Bremen **„Diaspora und das reisende Heimatland“** Auf der Suche nach einer christlichen Identität

Einleitung

Der jüdisch-amerikanische Religionsphilosoph Daniel Boyarin erzählt folgende Sage aus dem 9. Jahrhundert: Ein Schiff mit vier Talmud-Gelehrten an Bord reist von Bari über die Adria nach Babylon. Es wird auf hoher See von Piraten überfallen, die vier Gelehrten werden in vier verschiedene Gegenden verkauft – nach Ägypten, Tunesien, Spanien und ins Rheinland. Statt ihre Reise in den Osten fortzusetzen, gründen sie dort in der Diaspora jeweils ein Zentrum für Talmud-Studien und retten so jeder für sich das Judentum.

Diese Geschichte zeige Diaspora in ganz anderer Form als der geläufigen, meint der Professor für Kultur des Talmud an der University of California in Berkeley. Diaspora erscheine hier nicht als Konsequenz eines traumatischen Ereignisses, sondern als ganz normale kulturelle Praxis einer bereits existierenden jüdischen Gemeinschaft.

Mit seinem Buch *A Traveling Homeland* („Ein reisendes Heimatland“), das 2015 erschien, hatte sich Boyarin bereits gegen einen Begriff der Diaspora gewandt, der allein die Aspekte des Verlusts von Heimat und die Zerstreuung einer Gemeinschaft in alle Welt in den Mittelpunkt stelle. Stattdessen hebt er hervor, dass kulturelle Identität gerade durch Migration wachse. Daniel Boyarin versteht in seinem Buch den Talmud als Manifest der Diaspora, als einen Text, der die jüdische Identität in der Diaspora prägt und so zum „reisenden Heimatland“ wird. Heimatland, das man mitnehmen kann, das sich an anderen Orten wieder neu ganz anders reproduziert.

Meine Überzeugung ist: Das gilt nicht nur für den Talmud, sondern auch für das Buch der beiden Testamente für uns Christinnen und Christen. Die Bibel ist auch für uns ein „reisendes Heimatland“, das vor allem Erfahrungen von Flucht und Vertreibung verarbeitet und eine neue Identität ermöglicht.

Als Gustav-Adolf-Werk sind wir gemeinsam unterwegs, um weltweit Gemeinden zu helfen. Dabei interessiert mich, ob der Begriff „Diaspora“ uns helfen kann. Die Vollversammlung der GEKE hat 2012 ein Studienprozess zum Thema „Diaspora als eine Gestalt der öffentlichen Theologie“ initiiert. Mario Fischer, Gast der letzten Vertreterversammlung in Bückeberg, hat in dem Band „Theologie der Diaspora“ erste Ergebnisse vorgelegt. Die Forschung hat zum Ziel, Diaspora als eine produktive, integrative und positive Existenzweise des Christentums zu würdigen. Bemerkenswert ist, dass sich

viele Minderheitskirchen in Europa in einer Diasporasituation befinden, sich selbst aber mit dem Begriff nicht beschreiben. Stattdessen ist der Begriff weitergewandert z.B. in die Kulturwissenschaft.

Mein Ziel mit diesem Vortrag ist, das Thema „Diaspora“ aus dem engen binnenkirchlichen Milieu herauszuholen und zu schauen, ob er nicht das einladende Eintreten für das Evangelium in der Gegenwart stärken kann. Diaspora ist im Kern ein Beziehungsbegriff. Der Dichter John Donne aus der Shakespeare-Zeit sagt: „No man is an island.“ „Kein Mensch ist eine Insel.“ Und der Christ erst recht nicht. Meine erste vorsichtige These: Diaspora ist eine Sache, die Brücken zu anderen Menschen erbaut.

Das Gustav-Adolf-Werk wird auch das Diasporawerk der EKD genannt. Es befasst sich sozusagen schon im Namen mit etwas, was immer wieder neu bestimmt werden muss. Die Gretchenfrage des GAW lautet: Wie hältst Du es mit der Diaspora? Von der Antwort hängen mehr Konsequenzen ab, als man zunächst denkt.

Das Leben in der Diaspora ist keineswegs nur die spezielle Situation einer Minderheits- oder Migrationskirche. Sie ist ein Wesensmerkmal des christlichen Glaubens und der Kirche. Weil wir Kirche Jesu Christi sind, der zwar in die Welt gekommen ist, aber nicht in ihr aufgegangen ist. Ein Stück Fremdheit und Distanz zur Welt gehört zu unserem Glauben wesentlich dazu.

Diaspora im Alten Testament – Selbstdeutung zwischen Strafe und Verheißung

In seinem Buch „Die Diaspora – Von traumatischer Erfahrung zum ekklesiologischen Paradigma“ (Leipzig 2011) zeigt der lateinamerikanische Professor René Krüger, dass er in der hebräischen Bibel, dem Alten Testament, 3 unterschiedliche Formen von Diaspora findet.

- Die Diaspora des ganzen Volkes Gottes unter den anderen Völkern
- Die Diaspora des verstreuten Volkes unter anderen Völkern
- Die innere Diaspora, also die Diaspora innerhalb des Volkes selbst

Zu 1)

Die besondere Situation Israels als Gottesvolk im Unterschied zu anderen Völkern drückt sich klassisch in der deuteronomistischen Erwählungstheologie aus, wie sie im 5. Buch Mose zu finden ist. Dort lesen wir in Kapitel 7, die Verse 6-8:

Denn du bist ein heiliges Volk dem HERRN, deinem Gott. Dich hat der HERR, dein Gott, erwählt zum Volk des Eigentums aus allen Völkern, die auf Erden sind. Nicht hat euch der HERR angenommen und euch erwählt, weil ihr größer wäret als alle Völker – denn du bist das kleinste unter allen Völkern –, sondern weil er euch geliebt hat und damit er seinen Eid hielte, den er euren Vätern geschworen hat. Darum hat der HERR euch herausgeführt mit mächtiger Hand und hat dich erlöst von der Knechtschaft, aus der Hand des Pharao, des Königs von Ägypten.

Der Kern der Beziehung zu Gott ist das 1. Gebot. Es schließt fremde Götter, Glaubensformen und Riten aus. Gleichwohl bleibt Israel bezogen auf die anderen Völker, denen gegenüber es seinen besonderen Glauben zu bezeugen hat. Israel ist ausgewählt aus allen, Segen für alle zu sein. Dieser Diasporabegriff ist im Kern positiv konnotiert. Diaspora ist eine Tugend. Israel ist erwählt, einzigartig, „das“ Gottesvolk.

zu 2)

Diaspora kann auch negativ konnotiert sein. Diaspora heißt dann Zerstreuung von einer geographischen Heimat an die Peripherie, die keine richtige neue Heimat ist. Es wäre besser zuhause zu sein, im Heiligen Land, als fern davon im unreinen Land. Diese Diaspora ist eine erzwungene Situation, eine Strafe und erfolgt nicht freiwillig.

Im Alten Testament begegnet diese Sichtweise vor allem in nachexilischer Zeit. 587 – 586 vor Chr. fand die große Deportation aus Jerusalem nach Babylon unter Nebukadnezar II. statt. Babylon galt den Exilanten als unreines Land. In Hesekiel 3, Vers 13, wird diese Stimmung unter den Weggeführten deutlich:

„Und der HERR sprach: So sollen die Israeliten ihr unreines Brot essen unter den Heiden, zu denen ich sie verstoßen habe.“

Diaspora ist Verstoßung. Ein Gericht Gottes über Israel. Die Sichtweise ist historisch oft nachzuweisen. Sie hat stark nachgewirkt. In Psalm 137 heißt es:

*„An den Wassern zu Babel saßen wir und weinten, wenn wir an Zion gedachten. ...
Wie könnten wir des Herrn Lied singen in fremdem Lande?“* (Psalm 137,1.4)

Im Exil geraten Identitäten in die Krise. Wenn der Tempel, das Zentrum der jüdischen Religion zerstört ist, wenn man fern vom Zion lebt, wer bin ich dann eigentlich? Sind wir noch die, die wir im Heiligen Land waren? Ist Gott nun tot, zerbrochen wie die Tempelmauern? Oder ist er mitgegangen in die Verbannung. Jeremia und Hesekiel entscheiden sich für letztere Variante: JHWH ist mit dem wahren Israel ins Exil gegangen. Dann ist Diaspora bei allem Schmerz ein tröstliches Konzept. Diaspora hilft zur Neubesinnung auf Gott im fremden Land.

Diaspora schafft Veränderung, sie verändert Israels Religion von Grund auf. Weil der heilige Ort verloren war, richtete sich das Interesse auf die heiligen Zeiten. Die Feier des Sabbats wird zum Unterscheidungskriterium gegenüber anderen Völkern. Die Beschneidung und die Teilnahme an Festen wurden zum äußeren Erkennungszeichen. Die Tora wurde zum „tragbaren Heiligtum“, zum mitreisenden Heimatland, das eigentlich verloren war, das man aber im Glauben wiederfindet.

Kein Wunder, das in dieser Zeit nach dem Exil die weitaus größten Teile des Alten Testaments geschrieben und redigiert wurden. Es ging um die Bewältigung der Krise unter den Exilierten. Warum sind wir hier?

Eine Antwort findet sich beim nachexilischen Propheten Sacharja, Kapitel 1, Vers 4:

„Seid nicht wie eure Väter, denen die früheren Propheten predigten und sprachen: „Kehrt doch um von euren bösen Wegen und von eurem bösen Tun!“ Aber sie gehorchten nicht und achteten nicht auf mich, spricht der HERR.“

Das Exil und die Diaspora sind also eine Strafe wegen des Ungehorsams der Juden. Wird das Volk aber umkehren, wird er sein Volk in das verheißene Land zurückkehren lassen. Die Diaspora ist Exil auf Zeit.

Und es gibt Texte, die den Charakter der Verheißung von Diaspora in sich tragen: So formuliert Deuterocesaja im Anschluss an politische Öffnungen in Babylon unter Kyros die Hoffnung auf eine Rückführung der Gefangenen. Gott lässt der zweite Jesaja im Kapitel 43 sagen:

„Ich will vom Osten deine Kinder bringen und dich vom Westen her sammeln, ich will sagen zum Norden: Gib her! Und zum Süden: Halte nicht zurück! Bring her meine Söhne von ferne und meine Töchter vom Ende der Erde, alle, die mit meinem Namen genannt sind ... “ (Jesaja 43,5-7)

René Krüger urteilt: Die Transformation des Volkes Gottes in eine zerstreute Gemeinschaft hat also nicht nur Verluste mit sich gebracht, sondern gleichzeitig viele Gewinne. In der Situation von Schwachheit und Verlassenheit entstand etwas Neues. Israel entdeckt den Sabbat und versteht den Bund mit Gott neu. Speisegesetze als Differenz zu den Allesessern in Babylon werden wichtig. Es sieht nicht nur sich, sondern Gott anders. Gott ist der – mit Karl Barth gesprochen – „Ganz andere“ geworden. Nicht der liebe Gott als Garant von Heimat und Wohlstand, sondern einer, der Israel auf fremdes Terrain entführt und ihm trotzdem nahe bleibt. Eine „bürgerliche Wohlstandsreligion“ kennt das AT nicht. Die Diasporasituation war ein Gericht Gottes, das Israel nicht auslöschte, sondern zurück auf den rechten Pfad brachte.

zu 3)

Israel kennt so etwas wie eine innere Diaspora. Nicht allein die Zugehörigkeit zum Volk rettet, sondern dass man selbst zum heiligen Rest gehört. Dessen Kennzeichen ist Gerechtigkeit, eine besondere JHWH-Treue. Eine Bezeugung dafür findet sich in 1. Könige 19,17-18, wo die Distanz zum vorexilischen Baalskult eine Gruppe Israeliten besonders gelobt wird:

„Die Siebentausend in Israel, alle Knie, die sich nicht gebeugt haben vor Baal.“

Die 7000 sind keineswegs die gesamte Masse des Volkes. Zur inneren Diaspora gehört die Erkenntnis, dass man selbst ein Fremdling in dieser Welt ist. Der Glaube an JHWH erzeugt eine besondere Nähe zu den Armen und Schwachen, zu den Fremden, Witwen und Waisen, die unter Gottes besonderem Schutz stehen. Nur wenn denen im Leben Gerechtigkeit widerfährt, kann man von einem Israel „rechter Art“ sprechen. Die Sozialgesetze Israels entstehen in dieser Exilszeit, als die Israeliten selber Fremdlinge waren. Israel wird dank der Diaspora die eigene Erniedrigung nie vergessen und damit sich binden an das Geschick der Erniedrigten unter allen Völkern. Bei der inneren Diaspora geht es also nicht um einen Kult der Innerlichkeit, der sich einmauert. Sondern um einen Glauben, der mit den Fremdlingen und Schwachen zu teilen lernt und öffentlich durch prophetische Aktionen deren Rechte einklagt. Glaube, der glaubwürdig ist.

Fazit: Diaspora zwischen Strafe und Verheißung

Von den alttestamentlichen Wurzeln her ist Diaspora ein eher negativ empfundener Zustand. Strafe, Verhängnis und Gericht. Aber dennoch ist das Sein in der Diaspora voller Hoffnungszeichen. Positiv und tröstlich ist: Auch in der Zerstreuung verlässt Gott sein Volk nicht. Es bleibt die Hoffnung auf endzeitliche Sammlung der Erwählten von allen Enden der Erde und damit eine bevorstehende Überwindung der Diaspora und Rückführung aller Menschen, also auch der Heiden, zum Zion, in Gottes Gegenwart.

Diaspora in Neuen Testament

Im Neuen Testament kommt das Wort Diaspora nur an drei Stellen vor, nämlich Johannes 7,35; 1. Petrus 1,1 und Jakobus 1,15. Dabei bezieht sich die Stelle im Johannesevangelium auf die Juden, kann also unberücksichtigt bleiben. Bleiben also die beiden

Apostolischen Briefe. Diaspora beschreibt bei ihnen die Situation der Adressaten der Briefe wie folgt: 1. Petrus 1,1:

„Petrus, ein Apostel Jesu Christi, an die auserwählten Fremdlinge, die verstreut wohnen in Pontus, Galatien, Kappadozien, der Provinz Asien und Bithynien, die Gott der Vater aus-ersehen hat durch die Heiligung des Geistes zum Gehorsam und zur Besprengung mit dem Blut Christi: Gott gebe euch viel Gnade und Frieden!“

Grundsätzlich werden die Christinnen und Christen als Fremde in der Welt angedredet, die durch die Erwählung Gottes hier – unter den Bedingungen dieser Welt und dieser Zeit - nicht mehr ganz und gar beheimatet sind. Die Gemeinschaft der Zerstreuten ist ein Haus für unbehauste Zeiten, eine Heimat für Entwurzelte. Dieses Grundgefühl der ersten Gemeinden können wir auch an anderen Stellen des NT entdecken, am bekanntesten wohl bei Paulus, wenn er im Brief an die Philipper schreibt, dass die Christen ihr Bürgerrecht – ihre wirkliche Heimat – im Himmel haben (Phil 3,20). Im Brief des Jakobus heißt es:

„Jakobus, ein Knecht Gottes und des Herrn Jesus Christus, an die zwölf Stämme in der Zerstreuung: Gruß zuvor!“ (Jakobus 1,1).

Es ist klar, dass hier mit den zwölf Stämmen nicht die in der Zerstreung lebenden Juden gemeint sind. Die einst alttestamentliche Bezeichnung für das Gottesvolk wird kurzerhand auf die christliche Gemeinde übertragen. Jakobus fährt gleich fort, in dem er auf die Anfechtungen zu sprechen kommt, denen die Glaubenden ständig und überall ausgesetzt sind. Ihr Glaube bewirkt die Geduld, die notwendig ist, um bis ans Ende unversehrt und ohne Makel bestehen zu können.

Wir sehen im Neuen Testament: Es ist in den biblischen Grundlagen keine breite Basis, auf der wir von der Kirche als Diaspora reden können. Kirche wird wie bei Lukas in der Apostelgeschichte als „Weggemeinschaft“ oder als „Leute des neuen Weges“ benannt. Wo der Begriff Diaspora auftaucht, beschreibt er eher eine Übergangszeit, deren Ende schmerzlich herbeigesehnt wird.

Erst wenn wir auf andere Stellen, wie etwa den Missionsbefehl aus Matthäus (Mt 28,18ff) oder Jesu Bergpredigt zurückgreifen, können wir dem „Ausgestreut-Sein“ auch einen positiven Sinn abgewinnen. Das Wort kommt dort nicht explizit vor, aber der Sache nach. Diaspora – das ist die Stadt auf dem Berge; Christinnen und Christen sind berufen, Salz der Erde, Licht der Welt und der Sauerteig, der den ganzen Teig durchsäuert, zu sein.

Diaspora wäre dann nicht ein mehr oder weniger negativ verstandener Übergangszustand, eine Ausnahme von der Regel, sondern vielmehr der Normalfall der Existenz der Kirche in der Welt. Sie hätte dann auch nichts zu tun mit der soziologischen Frage, ob eine Kirche in der jeweiligen Bevölkerung eine zahlenmäßige Mehrheit oder Minderheit darstellt, sondern würde für alle Kirchen gelten, unabhängig von der jeweiligen konfessionellen oder gesellschaftlichen Situation.

Diaspora wird dann positiv verstanden als die Aussaat, das ausgestreut Sein im Ackerfeld der Welt.

Ein Exkurs zu Karl Rahners Definition von Diaspora

Im Jahr 1954 hat Karl Rahner, der wohl wichtigste katholische Theologe des 20. Jahrhunderts, einen berühmten Artikel mit einem etwas komplizierten Titel veröffentlicht: *Theologische Deutung der Position des Christen in der modernen Welt*. Trotz der 65 Jahre, die seit seiner Erstveröffentlichung vergangen sind, atmet dieser Text viel Aktualität und Frische. Karl Rahner beschreibt die Lage der Kirche darin folgendermaßen: „Die christliche Situation der Gegenwart ist [...] charakterisierbar als Diaspora [...]. [...] Die Diasporasituation ist für uns heute ein [...] heilsgeschichtliches Muss, d. h. wir haben diese Diasporasituation nicht nur als leider Gottes bestehend festzustellen, sondern wir können sie als von Gott als Muss [...] gewollt anerkennen und daraus unbefangene Konsequenzen ziehen. [...] Wir haben also durchaus das Recht, ja fast die Pflicht, damit zu rechnen und nicht nur verstört zur Kenntnis zu nehmen, dass die Form des öffentlichen Daseins der Kirche sich wandelt. Dass die Kirche *überall* Diasporakirche wird, Kirche unter vielen Nichtchristen.“ (*Karl Rahner, Der Christ in der modernen Welt*, in: ders., *Sendung und Gnade. Beiträge zur Pastoraltheologie*, Innsbruck-Wien 1988, 24)

Angesichts einer seinerzeit weithin vorherrschenden Sicht auf die katholische Kirche, die diese zuerst und ausschließlich als „mächtige“ päpstlich-episkopale Weltkirche mit ihrem Haupt und Zentrum in Rom wahrnimmt, sieht Rahner die Gegenwart des Herrn in der Kirche des Alltags als Gemeinschaft vor Ort, „in der Situation also, wo wirklich der Tod des Herrn gefeiert wird, wo das Brot des Wortes Gottes gebrochen wird, wo man konkret betet, liebt und das Kreuz des Alltags trägt, wo die Kirche in ihrer Realität wirklich eindeutig und greifbar mehr ist als eine abstrakte Ideologie, eine dogmatische These oder eine gesellschaftliche Großorganisation.“

In der Diasporagemeinde als „Aktualpräsenz der Kirche“ ist nach Rahner der Auferstandene als Heil der Welt für die Gemeinde selbst, aber auch für die Welt gegenwärtig. Darin liegt die sakramentale Dimension der Kirche, die in jeder Diasporagemeinde aufscheint. Die Kleinheit und Armeligkeit der Gemeinde ist nach 1 Kor 1,26–31 gerade das Merkmal der Erwählung durch Gott.

Nicht das, was „leider“ noch nicht gegeben ist, damit die Kirche in Glanz und Macht als ecclesia triumphans erscheint.

Rahner warnt jedoch vor der Glorifizierung einer gettohaften Existenz im Windschatten der Geschichte. Kirche darf nicht „Sekte“ werden, eine Gruppe der im Leben zu kurz Gekommenen, die nicht den Mut haben, eine werdende Welt mitzugestalten, und aus ihrer Not eine Tugend machen. Rahner will „Diaspora“ nicht nur zähneknirschend ertragen oder gar bekämpfen. Sie hat eine Heilsbedeutung. Der „Sieg“ des Christentums geschieht nicht geschichtlich immanent durch Entwicklung und Ausbreitung mit menschlicher Macht und Aktivität, sondern ist eschatologisch verheißen als Sieg des Schöpfer- und Vollendergottes. Bis dahin heißt es durchhalten, beten, warten, Glauben bezeugen.

Nach dem Verlust mittelalterlicher Omnipotenz der Kirche in einem mehr oder weniger abgeschlossenen Kulturkreis in Europa ist nach Rahner die Gestalt der Kirche fast überall Diasporakirche, nämlich unter Nicht-Christen. „Die anderen sind mehr!“ ist eine Grunderfahrung von Christen in Asien, Nordafrika, also in Ländern mit Mehrheiten anderer Religionen wie Islam, Buddhismus und Hinduismus: Sie führt aber nicht zum Verstecken, sondern zu Dialog und einer Bereitschaft zum Teilen.

Fazit: Karl Rahner zeigt Ansätze, dass Kirche Diaspora positiv sehen sollte. Sie kann gar nicht anders sein als ausgestreutes Saatgut, dem die Verheißung der hundertfachen Frucht gilt, auch wenn es immer wieder die Erfahrung von Dornen, Hecken, felsigem Boden und Misserfolg gibt (siehe Markus 4).

Diasporakirche in den Wandlungen der Gesellschaft des heutigen Europa

Europa verändert derzeit sein Gesicht. Wir leben in einem „Zeitalter des Endes der großen Erzählungen“. Geprägt hat diese Denkfigur der französische Philosoph Jean-François Lyotard. Er meint damit den Wandel des großen einheitlichen Diskurses in viele kleine Einzeldiskurse. Im Grunde genommen ein Prozess der Zerstreuung von Erzählungen und der Segmentisierung von Gesellschaft und Familie. Die Kritik an etablierten Institutionen wächst. Wir können in Echtzeit verfolgen, wie eine junge Generation von Frauen gegen die Herrschaft der „alten weißen Männer“ angeht. Wie die Jungen die Alten für die Folgen des Klimawandels persönlich in Haftung nehmen wollen. Starre Auffassungen des früher als unwandelbar aufgefassten Geschlechts verändern sich. Institutionen wie Volksparteien, Kirchen und Gewerkschaften bröckeln. Von ferne meint man das Ende des mir noch selbstverständlichen Glaubens an eine Lösungs- und Krisenkompetenz der Demokratie erkennen zu können. Dazu erlebt Europa bei allen inneren Krisen wie dem Brexit oder dem Krieg zwischen der Ukraine und Russland einen hohen Migrationsdruck vornehmlich aus dem Süden, der sich durch wirtschaftliche und ökologische Krisen mit Sicherheit noch verschärfen wird.

Wie kann man in dieser Zeit als Kirche Jesu Christi bestehen?

Ich finde, dass ein recht verstandener Diasporabegriff in dieser Zeit eine Hilfe zur Gegenwartsbewältigung sein kann. Diaspora als Verheißung, als Ausstreuung des Glaubens von Mensch zu Mensch in einer Zeit der Unsicherheit. Trost und Halt zu geben in einer Phase metaphysischer Obdachlosigkeit.

Kirche muss erkennen, dass wir nicht die Eroberer und Retter dieser Welt sind. Sondern dass wir in der Nachfolge Jesu Christi Pilger und Fremdlinge sind, erwählt zu einem besonderen Auftrag. Die gute Nachricht in einer Zeit der schlechten Nachrichten auszustreuen. Menschen für einen anderen Weg als den Mammon zu gewinnen. Für Johannes Calvin ist die wahre Kirche die der Erwählten, die Gott alleine kennt. Die aber wissen, dass sie in dieser Welt Pilger und Fremde bleiben.

Für die Mehrheits- wie die Minderheitskirchen heißt das, dass wir Diaspora sein werden. Ob wir wollen oder nicht. Es ist der Ort und die Seinsform, die Gott für uns ersehen hat. Als reformatorische Kirchen wissen wir vom Anspruch Jesu Christi auf unser ganzes Leben. Das wird immer zu einer Distanz zum gesellschaftlichen Mainstream führen. Ich sehe die Zukunft bei einer „nonkonformistischen Kirche“, die Zeugnischarakter beansprucht. Eine Sekte, die sich verkriecht und nur das eigene Seelenheil pflegt, können wir dann nicht sein. Wir müssen Diaspora wollen, das Ausgestreutsein in eine Mehrheit von Menschen, die Gott und das Evangelium noch vor sich haben. Gemeinsam ist uns die Urkunde unsere Bibel, die so viele Erfahrungsgeschichten von Flucht erzählt, ist unser gemeinsames Heimatland in der Fremde dieser Zeiten.

Rüdiger Lux – Alttestamentler aus Leipzig – hat sogar von der „Gnade der Diaspora“ gesprochen. (*Rüdiger Lux, Von Babel bis an das Ende der Welt, in: Diaspora und Mission. Eine Verhältnisbestimmung, Quellen und Forschungen zur Diasporawissenschaft (= Beihefte Evangelische Diaspora) 9, Leipzig 2011, 6-20*)

In seiner Auslegung der Geschichte vom Turmbau zu Babel kommt er zu der Einsicht, dass es nichts als Angst war, was die Menschen zum gigantischen Projekt des Turmbaus angetrieben hat. Die Angst vor der Vielfalt der Welt führte zum vermeintlich einigenden Projekt eines himmelhohen Turmes, ja dazu sich selbst an die Stelle Gottes zu setzen. Gottes Zerstreuung der Menschen und Begründung der ethnischen Vielfalt ist nicht bloß eine Strafe, sondern auch eine Rettungstat für die Vielfalt des Lebendigen, die schon in der Schöpfung angelegt ist. So gelesen ist die Turmbaugeschichte ein Plädoyer gegen Vereinheitlichung und für die Vielfalt. Nicht die Einheit, für die das Andere, das Fremde, das Unterschiedene assimiliert oder ausgestoßen werden muss, ist das Fundament des menschlichen Lebens, sondern die Vielfalt, die freilich immer nur Stückwerk und Fragment bleibt, weil wir eben endliche und begrenzte Menschen sind. Tomáš G. Masaryk (1850-1937) hat einmal gesagt: „So viele Sprachen man spricht, so viel mal ist man Mensch. Mit so vielen Menschen man kommuniziert, so viel mal hat man sein Leben“ (Zitiert nach: *Rüdiger Lux, Von Babel bis an das Ende der Welt, in: Diaspora und Mission. Eine Verhältnisbestimmung, Quellen und Forschungen zur Diasporawissenschaft (= Beihefte Evangelische Diaspora) 9, Leipzig 2011, 20*).

So verwirklichen die in die Zerstreuung geschickten Menschen den Segen Gottes auf der Erde und Diaspora wird damit in der Tat zur Gnade Gottes.

Schlussbemerkungen

Kirche als Diaspora ist also sowohl ein Hort der Tradition wie auch ein Ort der Veränderung und Chance zur Innovation. Gerade eine Minderheitskirche, die die reformatorische Einsicht vom Anspruch des Evangeliums auf das Ganze des Lebens zur Unterscheidung von der gesellschaftlichen Mehrheit geführt hat, kann da freier in ihrem Zeugnis sein, wenn sie sich nicht in ein unreformatorisches selbstgenügsames sektiererisches Ghetto zurückzieht. Kirche als Diaspora zielt auf eine offene und prophetische Kirche.

Sich abzuschotten und als kleine, aber feine Kontrastgesellschaft in großer Distanz zur Welt zu verstehen, dieser Weg ist uns verwehrt. Das Evangelium drängt zur eigenen Ausbreitung in dieser Welt – Gott will, dass allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen. Wir sind dieser Welt etwas schuldig. Nicht unser eigenes Glauben und Handeln, aber das Evangelium. Es bedeutet im Kern die befreiende Botschaft von der unbedingten Gnade Gottes, die wir in Jesus Christus erfahren. Aus dieser Botschaft bitten wir wie der Apostel: Lasst euch versöhnen mit Gott! Wie jede Kirche ist auch die Diasporakirche nicht eine fordernde, nicht eine verlangende und befehlende Kirche, sondern eine bittende Kirche, eine dienende Kirche.

Minderheit und Kleinheit, Mangel an Ressourcen sind nicht primär als Verfallsgeschichte oder Übergangsphänomen zu deuten. Es geht nicht um Resignation und Selbstabschließung, nicht um

Gesundshrimpung einer exklusiven Elitekirche, sondern darum, den Sauerteig des Himmelreiches sich entfalten zu lassen (Mt 13,33), selbst als Salz und als Licht die Welt zu würzen und zu erleuchten (Mt 5,13f).

René Krüger formuliert zusammenfassend: „Es geht nicht mehr darum, in der Diaspora zu leben, sondern Diaspora zu sein...Samen, Aussaat und Saat zu sein – kurzum: Menschen zu sein, die das Evangelium aussäen. Kirche in der Diaspora zu sein, bedeutet, eine Minderheit mit einer Mission zu sein.“ (*Rene Krüger, Die Diaspora. Von traumatischer Erfahrung zum ekklesiologischen Paradigma, Quellen und Forschungen zur Diasporawissenschaft (= Beihefte Evangelische Diaspora) 7, Leipzig 2011, 135*)

Sonntag, 12. Januar 2020

Die Tagungsteilnehmer feiern einen Gottesdienst in der Inselkirche Langeoog. Es predigt Inselpastor Christian Neumann.

Die Tagung endete nach dem Mittagessen.

Die Tagungsteilnehmer freuen sich auf das Treffen im nächsten Jahr, das die Hannoveraner Hauptgruppe vom **8.-10. Januar 2021** ausrichten wird.

Pastor Frank Mühling, Bremen, am 17.01.2020